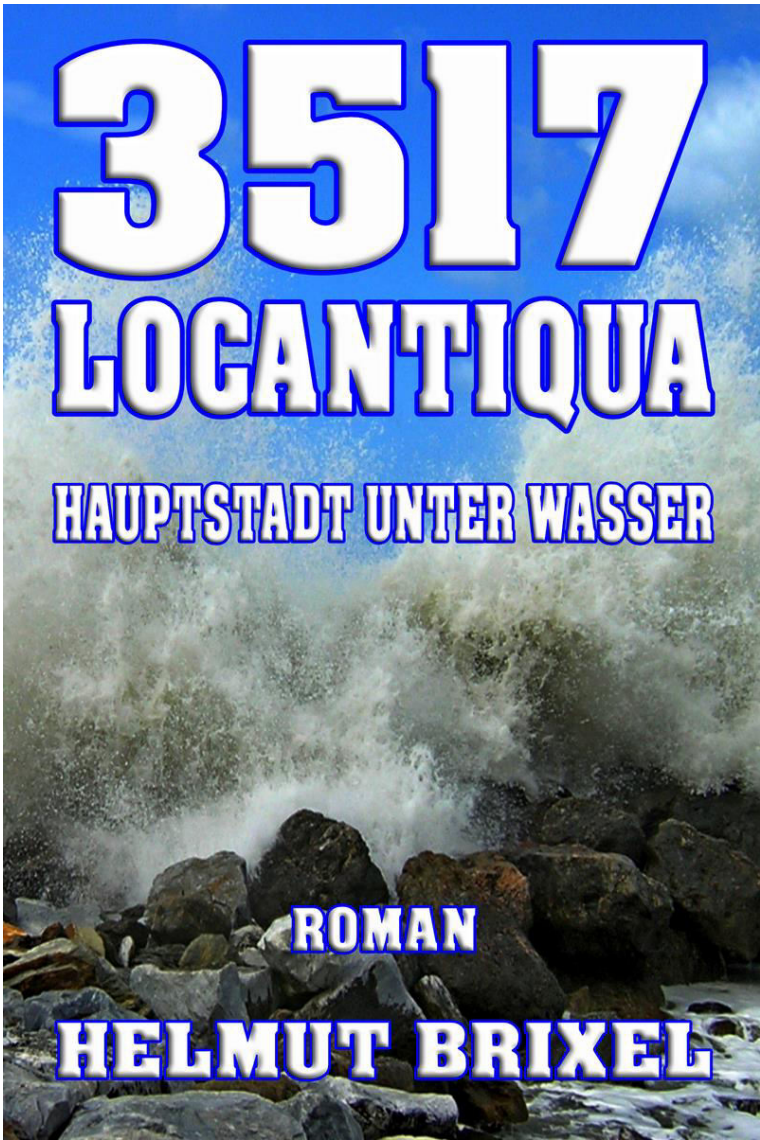


The background of the book cover is a photograph of a rocky coastline. In the foreground, there are dark, jagged rocks. Behind them, a large, powerful wave is crashing, creating a massive spray of white water that fills the middle ground. The sky above the water is a clear, vibrant blue.

3517

LOCANTQUA

HAUPTSTADT UNTER WASSER

ROMAN

HELMUT BRIKEL

3517 - LOCANTIQUA

Hauptstadt unter Wasser

Roman aus der Heimat

Helmut Brixel

Impressum

Texte, Bild und Cover:

© 2026 Copyright by Helmut Brixel

Verantwortlich für den Inhalt:

Helmut Brixel

Berliner Str. 39

71229 Leonberg

helmutbrixel@gmail.de

www.helmut-brixel.de

01 - Anfang vom Ende

Benno und Erik, zwei Arbeitskollegen, trafen sich auf dem Campingplatz im Süden, um für ein paar Tage ihre Auszeit zu genießen. Sie freuten sich auf die Sonne und das Wasser. Spät am Nachmittag kamen die Männer an und setzten sich zunächst zwischen ihren Wohnmobilen ins Grüne und entspannten sich bei einem Bier. Der junge Baum hinter ihnen spendete ein wenig Schatten.

»Heute kam mir die Strecke bis hierher länger vor.« »Lag sicher daran, dass wir sonst mit unseren Flitzern unterwegs sind, statt mit den schweren Wohnmobilen. Aber zumindest besser als Arbeiten.« Lachte der andere. »Stimmt. Still ist es hier. Und zum Strand sind es nur ein paar Schritte und dann kommt endlich das Meer.«

Schlagartig hielt Erik seine offene Handfläche ausgestreckt hin, sah nach oben und sprang auf. Er eilte zu seinem fahrbaren Heim und warf die Tür zu. Beim Zurückkommen sagte er mürrisch: »Mist! Warum fängt es ausgerechnet jetzt an zu regnen?«

»Sei doch froh, Erik. Schon sparst du dir zu Hause das Gießen.«

»Ha ha! Benno, du bist heute lustig. Wenn es hier weiter so regnet, wird es ein arg nasses Wochenende. Daheim herrscht seit fast fünf Wochen

ausschließlich Trockenheit, und ich bezweifle, dass es dort demnächst regnen wird.«

»Wird sicher bald wieder aufhören. Komm, Erik. Setzen wir uns unter das Vorzelt.«

Die beiden Freunde erhoben sich von ihren Klappstühlen und trugen sie inmitten des Verdecks. Erik besah sich mit Bewunderung die neue Plane.

»Ausgezeichnete Idee von dir, alles aufzubauen.«

»Lag allein bei dir.«

»Wer rechnet schon mit so einem Wolkenbruch? Mich zieht es nur ins Wasser, da ist mein Vorzelt unnötig.«

»Dann kommst du zu mir herüber.«

»Der Regen hätte zumindest warten können, bis wir unser Bier ausgetrunken haben, oder?«

»Wenn du meinst, Erik. Mich wundert nur, dass für die nächsten Tage allein die Sonne angesagt war.«

»Stimmt, jetzt, wo du es sagst. Ich habe kein einziges Wort von Regen in den Nachrichten gehört.«

Sanft wehte ein abkühlender Wind zwischen den

Zelten und ließ die Wassertropfen auf den Abspannleinen des Vorzeltes tanzen. Der Regen selbst war hauchdünn wie Bindfäden. Auf der straff gespannten Plane über den Freunden trommelten die kleinen Tropfen ein endloses Solo. Die beiden Männer saßen mit dem Rücken zum Wohnmobil und starrten auf die nassen Bäume, Sträucher und andere triefende Zelte. Überall tropfte es, kein trockenes Fleckchen war mehr zu sehen. Innerhalb weniger Minuten stand alles knöcheltief unter Wasser.

»Lass uns reingehen. Drinnen wird es gemütlicher.«

»Okay. Ich warte, bis der große Schauer vorbei ist, dann haut der meine ab und marschiert trocken zum Wohnmobil.« Auf der schmalen Sitzgruppe wurden die nächsten zwei Bierflaschen geöffnet.

»Prost.«

»Prosit, auf das Mistwetter.«

Die beiden Männer diskutierten über das Wetter. Der Wetterbericht wich meist von der Realität ab und verlor zunehmend an Bedeutung.

»Zu Hause werde ich im Internet recherchieren, weshalb es zu dem lausigen Wetter kommt.«

»Deine Idee gefällt mir. Lass es uns gemeinsam

austüfteln.«

»Gleich dabei. Aber zuerst zieht es mich morgen früh ins Wasser.«

»In Ordnung. Beim Baden bin ich sofort der Erste. Prost, Erik.«

»Prosit, Benno.«

Ein paar Bier später eilte in dieser Nacht ein Mann von einem Wohnmobil zum anderen. Er lief keine drei Schritte und war durchnässt bis auf die Haut. Tropfend stand er vor seinem Wagen, fluchte und fingerte in seiner am Körper klebenden Hose nach dem Türschlüssel.

-◇-

Fünf Wochen nach dem Kurztrip im Süden trafen sich die Kollegen privat. Auf dem großen Tisch von Erik stand rechts sein aufgebauter PC. Daneben lag ein Stapel Papier, Kugelschreiber und einige Ausdrucke. Benno nahm gewohnheitsmäßig an der anderen Seite Platz. Oft genug hatten sie gemeinsam im Web gezockt. Dagegen hatte dieses Mal das Treffen einen ungewöhnlichen Grund.

»In der Bücherei gab es kaum etwas für uns, aber im Internet habe ich einiges gefunden. Ein Bier, Benno?«

»Nein, danke. Mineralwasser reicht, bin nachher noch mit dem Auto unterwegs. Auf dem Laptop habe ich meine Daten gesammelt und abgespeichert.«

»Okay, schließ ihn an. Ich hole dir das Wasser.«

Benno klappte seinen Laptop auf und stöpselte das Netzteil ein, das er mit der bereitliegenden Steckdose verband. Ein Knopfdruck und mit einem leisen Schnurren startete der kleine Computer. Ein Glas und eine Flasche Wasser wurden auf dem Tisch abgestellt.

»Die Idee mit der Nachforschung über das Wetter fand ich im Urlaub ausgezeichnet. Mittlerweile ist es aber bedrückend, was ich herausfand. Und bei dir?«

»Genausowenig. Zeige erst einmal deine Sammlung.«

»Der wahre Grund ist die Luftverschmutzung. Es ist erschreckend, wann alles womit begann. Schon um 1820 schnauften die ersten Dampflokomotiven zum Transport von Gütern. Kurz vor Beginn des neunzehnten Jahrhunderts revolutionierten sie die Dampfmaschinen und wurden in

der Industrie eingesetzt. Das war der nennenswerte Anfang der Industrialisierung. Die gesamten Abgase mit den Schadstoffen flogen ungefiltert durch die Schornsteine und der Wind vertrieb alles. Niemand sorgte sich deswegen. Knapp fünfzig Jahre später erweiterten sie die Beförderung um den Personenverkehr. Laut den alten Bildern war dies sicher eine tolle Zeit.«

»Lass mal sehen.« Benno wartete gespannt auf den Ausdruck. Erik reichte seinem Kollegen die Abbildung aus dem Web auf einer Papierseite.

»Wow! Eine riesige Maschinerie. Und alles nur durch Dampf angetrieben? Unvorstellbar.« Starr klebte der Blick auf der schwarzen Dampflok, die eine überdimensionale Rauchwolke ausstieß. An der Lok hingen sieben Eilzugwagen.

»Ist dir bekannt, dass um die größeren Firmen ständig die Städte angewachsen sind, und deshalb die Luftqualität mit jedem neuen Tag darunter leiden musste? Selbst zum Kochen und Heizen nutzten sie vorwiegend Holz und Kohle. Dadurch wurde hochgradig Schwefeldioxid und Ruß gedankenlos in die Luft geblasen, genau wie bei den Dampfloks.«

»Ja, und? Das war so. Damals haben sie es als Fortschritt bezeichnet. Ich habe etwas Passendes

zu dieser Zeit herausgefunden. Es betrifft das Wetter. Der erste Eintrag für die Protokollierungen wurde schon 1881 schriftlich festgehalten. Mit der Aussage: ‚Der heißeste August seit Beginn der Wetteraufzeichnungen‘ werden alle Jahre rückwirkend bis 1881 angesprochen. Das war mir neu.«

»Hey, das ist gut. Also weiter. Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde die Welt komplett verändert: Das erste Auto entstand. Damit verschwand die Zeit der Pferdekutschen. Jeder sah seine Chance, mobil zu werden, was in Windeseile zur Entwicklung der Autoindustrie führte. Mit der Produktion an Fließbändern wurden die Fahrzeuge erschwinglicher und der Verkehr wuchs dementsprechend. Überall entstanden neue Niederlassungen der Firmen sowie weitere Wohnsiedlungen. Dafür rodeten sie Wälder, ebneten das Land ein und pflasterten zusätzlich Straßen. Jeder wollte nah an seinem Arbeitsplatz wohnen.«

»Ist mir klar. Ich will auf dem Weg zur Arbeit auch nicht ewig im Auto sitzen.«

»Aber alle haben die ganzen Jahre die Nachteile übersehen. Die gesamten Abgase verflüchtigten sich in die Atemluft. In den Großstädten mit dichtem Verkehr stank es bald erbärmlicher als zur Zeit der Pferdekutschen. Ab Mitte der

Sechzigerjahre kletterten die Werte der CO₂-Messungen steil nach oben. Auf der gesamten Welt nahm der Straßenverkehr weiterhin zu.«

»Stimmt. Je mehr Menschen steigt ebenso die Anzahl der Autos mit an.« Der Mann kratzte sich nachdenklich am Kopf. »Wenn ich mir das Recht überlege, gab es vor einigen Jahren in der Nachbarschaft pro Haushalt ein Auto. Die Kinder wurden größer und inzwischen arbeiten sie und verdienen ihr Geld. Und jetzt besitzt jeder einen fahrbaren Untersatz. Sprich, mittlerweile stehen bis zu drei Autos vor den Türen. Wenn sie ausziehen und eigene Familien gründen, geht es dort mit den Fahrzeugen weiter. Dann rosten bei denen die Kisten vor der Haustür.«

»Genau das meinte ich. Im 20. Jahrhundert war die Luftqualität erschreckend beeinträchtigt. Bei den Analysen der Autoabgase wurde Kohlenmonoxid nachgewiesen und außerdem weitere schädliche Stoffe identifiziert. Deshalb wurde in einigen Städten Smogalarm ausgelöst.

Die markanteste Umweltkatastrophe ereignete sich bereits 1952 in London. Sie wurde bekannt unter dem Namen London-Smog. Die Engländer selbst nannten ihn ‚Great Smog‘. Die ersten Schutzmasken, annähernd ähnlich denen von Corona im Jahr 2020, halfen damals nicht viel. Innerhalb weniger Tage bekamen die

Stadtbewohner Atemprobleme. Dadurch kamen Tausende Menschen zu Tode.«

»Das ist mir vollkommen unbekannt! Wo hast du denn das gefunden?«

»Gib London Smog 1952 im Browser zur Suche ein und du wirst staunen, was geschehen ist. Es war mehr ein Zufall, dass ich darauf gestoßen bin. Seltsam ist, dass darüber kaum jemand etwas weiß, weil daraus niemand eine Konsequenz für die Zukunft gezogen hat.«

Benno tippte auf seinem Laptop in der Eingabeleiste des Browsers 'London Smog 1952' ein und bestätigte mit Enter. Staunend betrachtete er die Auswahl. Völlig weggetreten las er die Berichte.

»Du meinst, dann hätten sie vorher Maßnahmen ergreifen können?« kam es mit blassem Gesicht von Benno.

»Mit Sicherheit. Doch der Smog lag über der Stadt und kein Wind kam auf, um ihn zu vertreiben. Die Menschen nahmen an, dass es ein normaler Londoner Dezembernebel sei. Es waren aber die Abgase der Industrie, Herde und Heizungen mit Kohlenbefeuerung der Wohnungen und der Fahrzeuge auf den Straßen. Das Ausmaß samt Bildern siehst du vor dir.«

Er betrachtete die Linienbusse im Nebel, wild flatternde Vögel, überwiegend schemenhafte Personen und bekannte Gebäude aus London im Dunst.

»Das ist eine Waschküche. Wieso ist das vollkommen unbekannt?«

»Heute erscheinen die Informationen im Sekundentakt aus aller Welt auf dem Monitor. 1952 und Internet? Bis es zu den anderen Ländern drang, zeigte kaum jemand Interesse daran. In England war es ein paar Winter später längst vergessen.«

»Uff! Das gibt es doch nicht«, schnaufte Benno schwer.

»Bei uns verbannten sie teilweise den Hauptverkehr aus den Innenstädten. So hoffte jeder auf saubere Luft. In den Siebzigerjahren gab es mittlerweile ein paar 'autofreie Sonntage'. Es war eine reine Zwangsreaktion auf die internationale Ölkrise wegen Spritmangel.«

»Ja, daran kann ich mich erinnern.«

»Und trotzdem nahm die Umweltbelastung weiter zu. Um die Autoindustrie aus ihrer wirtschaftlichen Talfahrt zu retten, entschieden sie sich für den Einsatz von Abgas-Katalysatoren und bleifreiem Benzin.

Bei der Einführung in Deutschland Mitte der

Achtzigerjahre tauchten eine Reihe von Gegenargumenten auf. Es wurde über höhere Kosten, Mehrverbrauch und Brandgefahr diskutiert. Die meisten Fahrzeugbesitzer hatten Angst vor Motorschäden durch das neue Bleifrei-Benzin.

Witzigerweise war in weiter entfernten Ländern die Kat-Technik seit Jahren problemlos im Einsatz. Nur bei uns sträubten sich die Autofahrer.«

»Ist das denn die Möglichkeit? Bei den anderen lief alles glatt, nur bei uns nicht?«

»Ja, leider. Sieh dich doch um. Heute erhältst du Bleifrei überall. Und einen Kat hat jeder. Ein Fahrzeug ohne bekommst du keines mehr.«

»Mh. Stimmt.«

»Bald war es trotzdem unmöglich, in den Zentren der Städte zu wohnen, denn überall parkten Autos. Täglich bildeten sich zu den Hauptverkehrszeiten lange Bleischlangen. Kilometerlang. Das kennen wir doch woher?«

Benno nickte stumm dazu.

»Die Stadtbewohner fuhren hinaus zur Arbeit, die von außerhalb der Stadt zu ihrer Beschäftigung in die Metropolen. Um dem Problem des Staus Abhilfe zu schaffen, erschlossen sie weitere Fahrtrassen. Und wieder wurde Wald gerodet und Straßen asphaltiert. In manchen Regionen

kamen die Pendler mit den öffentlichen Verkehrsmitteln schneller und entspannter zur Arbeit. Und abends zurück nach Hause. Das haben mitunter kaum alle verstanden.«

»Okay, es ist bequemer, im eigenen Auto unterwegs zu sein.«

»Wenn du fahren könntest und keinen Stau hättest.«

»Stimmt schon. Das nervt jeden Tag, dieser Stop-and-Go-Verkehr.«

»Genau das meinte ich, Benno. Aber jetzt lass uns deine Aufzeichnungen ansehen.«

»Okay, Erik. Die Entwicklung des PCs musste ich unbedingt einflechten, weil das für mich damit verbunden ist. In den Achtzigerjahren hatte der PC in den Büros seinen Einzug gefeiert. Dort waren nur Anwenderprogramme der ersten Stunde im Einsatz. Keine zehn Jahre später tauchten Grafik- und Soundkarten auf dem Markt auf. Das waren unsere Anfänge mit den sagenhaften Spielen.

Die Entwicklung des PCs verhalf Wissenschaftlern zu schnelleren Ergebnissen. Sie gaben Daten ein und ließen diese berechnen. So wurde bekannt, dass die Erderwärmung eine ernst zu nehmende Gefahr darstellte.

Sie wiesen nach, dass die infraroten Wärmestrahlen der Sonne von der Erde aufgenommen und reflektiert werden. In der Troposphäre werden sie zu einem kleinen, gewissen Anteil aufs Neue zurück zur Erde gelenkt. Ein leichtes Erhitzen kam erneut zustande. Das wurde als der natürliche Treibhauseffekt unseres Planeten benannt.«

»Was für eine Fähre?«

»Troposphäre. Das ist die erste Luftschicht um die Erde, davon gibt es einige mehr. Sie reicht etwa an die fünfzehn Kilometer senkrecht nach oben, und nur unten ist genügend Sauerstoff für uns zum Atmen vorhanden. Je höher du einen Berg hinaufsteigst, desto schwerer fällt dir das Schnaufen, allein wegen des mangelnden Sauerstoffs.«

»Das mit dem natürlichen Treibhauseffekt ist mir neu.«

»Ging mir nicht anders. Bei unserem Job benötigt keiner dieses Wissen. Aber stell dir vor, Forscher haben erkannt, dass der giftige Ausstoß bis zu diesen Höhen aufgestiegen ist. Dort verstärken sie den Treibhauseffekt, womit die Erde zusätzlich erhitzt wird. Daher stammt auch das Wort Erderwärmung. Zu diesen Giftstoffen zählen hauptsächlich CO_2 , das bei Verbrennungen entsteht. Es wurde bedenklich, denn ihr Umfang nahm durch

den vermehrten Ausstoß zu, wie du bereits mit der Industrialisierung festgestellt hast. Jetzt kommen ergänzend die Abgase der Autos, Busse, Flugzeuge und Schiffe hinzu.«

»Uff! Unmöglich.« War die erschreckende Bemerkung von Erik.

»Ja, das dachte ich zuerst auch. Selbst in der Landwirtschaft fallen Mengen von Emissionen an.«

»Was? Wo denn das?«

»Bei der Verdauung von Tieren bildet sich Methangas, das sogar eine höhere Auswirkung als CO₂ aufweist. Es verflüchtigt sich ebenso nach oben und schickt obendrein die Wärmestrahlen zurück zur Erde. «

»Das wird immer schlimmer.«

»Mit Fluorchlorkohlenwasserstoff, bekannt unter dem Kürzel FCKW, wurde die Ozonschicht geschädigt, die uns ebenso vor der UV-Strahlung schützt. Ohne diese Schicht, die etwa in zehn Kilometern Höhe schwebt, wäre auf der Erde kein Leben möglich, durch die enorme Strahlung. FCKW kam als Kühlmittel in Kühlschränken und Klimaanlage sowie als Treibgas in Spraydosen zum Einsatz. Mittlerweile ist der Gebrauch in vielen Ländern verboten.«

»Ah! Deshalb gab es den Vermerk FCKW-frei auf den Sprühdosen!«

»Bei uns ist das schon normal.«

»Endlich etwas Positives.«

»Ja. Der natürliche Treibhauseffekt geriet trotz allem ins Wanken. Der mittlere Meeresspiegel stieg an und extremes Wetter trat immer öfter auf. Es wird behauptet, dass allein durch die Erwärmung der Meere das Wasser vermehrt verdunstet. Der Vermutung nach kommt von dort der viele Regen her.

In der Zwischenzeit werden die Konsequenzen langsam erkennbar. Verluste der Artenvielfalt wurden mit dem Anstieg der Temperatur verzeichnet. Einige Lebewesen sind bereits verschwunden, während andere unbemerkt in den kühleren Norden ziehen.

In unseren milden Breiten entdecken exotische Pflanzen und Tiere aus südlichen Regionen einen neuen Lebensraum. Leider auch einige, die gefährlich sind.«

»Ich habe gelesen, dass die Reduzierung der Emissionen für alle Länder die provokanteste Aufgabe ist. Einen kleinen Schritt zurück wird für uns das größte Hindernis sein.«

»Stimmt, Erik. Jeder hält mit allen Mitteln an seiner Mobilität fest, so wie wir zwei. Dafür suchen sie dringend Alternativen. Offenbar ist das E-Auto die Lösung, aber für deren Herstellung benötigen sie doch in gleichem Maße Energie und Materialien. Außerdem verschweigt die Industrie die unmenschliche Beschaffung der ohnehin knappen Rohstoffe für die Batterien. Einen Film darüber gesehen und es reicht dir, ehrlich! Denen es bewusst ist, vergessen es gern oder verdrängen diesen unbequemen Gedanken.«

»Ach, hast du letztens auf den Kalender gesehen? In zwei Wochen ist wieder ein verlängertes Wochenende. Nehmen wir ein paar Tage frei und hauen in den Süden ab?«

»Mit den Campern?«

»Wie sonst?«

»Bin dabei.«



Meteorologen waren überzeugt, dass ein Klimakollaps drohen würde. Ihnen schlossen sich Professoren und andere Wissenschaftler an. Alle warnten und versuchten, die Skeptiker auf ihre Seite zu ziehen. Das Problem der Erderwärmung

würde mit Sicherheit zu einer großen Katastrophe führen.

Einzelne Politiker klinkten sich ein und hielten Reden, um sich für die nächste Wahl zu profilieren. Das Thema war, die drohende Gefahr abzuwenden. Sie fanden mögliche Lösungen, die die Opposition ablehnte.

Nach einer Einigung erließen sie neue Gesetze. Sie hatten vor, vereint den Treibhauseffekt einzudämmen. Doch der gewünschte Erfolg blieb aus.

Bei den kommenden Wahlen entschieden sich viele für die gegnerische Partei. Sie standen nachher vor demselben Problem. Es änderte sich kaum etwas. Außer den neuen Vorschriften.

Aufgebrachte Menschen veranstalteten Demonstrationen, hauptsächlich in den Großstädten. In den Vororten geschahen ähnliche Aktionen. Protestmärsche und Massenkundgebungen wurden allmählich zur Tagesordnung.

Die Politiker umgingen die Meinungen der Wähler und kleideten ihre selbst gefassten Aussagen in neue, vorwiegend in fremd formulierte Worte. Es klang besser. Es half trotz alledem kein Stück weiter.

Gleichzeitig beschlossen die Machthaber der

Staaten, internationale Absprachen zur obersten Priorität zu setzen.

Immer wieder verging die Zeit.

Fast alle Länder mussten sich im Nachhinein eingestehen, dass die gesteckten Ziele unerreichbar waren. Die neuen Absichten des kommenden Plans wurden drastisch reduziert, für einen Zeitraum von weiteren zehn bis zwölf Jahren. Vorläufig.

Doch die Zeit schritt voran.

Von Jahr zu Jahr.

Wie immer.

Endlos.

-◇-

02 – Die Katastrophe

Fast die gesamte Menschheit war überzeugt, dass ihr kleiner, persönlicher Beitrag zur Umweltverschmutzung kaum ins Gewicht fallen würde, wenn sie sich nicht ständig daran halten würde. Nahezu 95 Prozent der Menschen waren unbelehrbar und lebten weiter wie bisher.

Eines Tages nahm die Katastrophe ihren Lauf. Aus Polen, Ungarn und der Slowakei trafen zeitgleich alarmierende Meldungen der Wetterstationen ein. Es betraf tief hängende Nebelbänke und heraufziehende, länger anhaltende Regenfälle, die über die Länder zogen und wie angenagelt über den Städten hingen. Es sah aus, als wollten die Wolken ewig bleiben. Allein die Sichtbeeinträchtigung auf den Straßen führte im Straßenverkehr zu massenhaften Auffahrunfällen. Dunkle Schwaden verdeckten den sonst blauen Himmel und ließen den Tag zur Nacht werden.

Leise verdrängte der Regen den Nebel und benetzte zunächst sanft die Erde. Viele Menschen waren über das Nass erfreut, denn in den vergangenen fünf Wochen hatte es kaum geregnet. Endlos reihte sich eine Wolke an die Vorige. Ständig bekamen sie Nachschub aus dem Norden, so sah es zumindest aus.

Es vergingen 24, dann 48 Stunden mit

sintflutartigen Regenfällen. Kleine Kinder hüpfen in Gummistiefeln in den Pfützen, dass es nur so spritzte. Lachend sprangen sie schon in die umliegende Lache. Genervt fuhren die Autofahrer langsam durch die Ortschaften, denn das Wasser stand bald fünf Zentimeter auf der Straße. Die Kanalisation war nicht imstande, die Wassermenge abzuleiten. Das Nass suchte sich deswegen neue Wege.

Alle hofften auf ein frühes Ende des Regens. 96 Stunden später ließen die Niederschläge kaum nach, doch der Bürgermeister wehrte sich zunächst, die Stadt zu evakuieren.

Die Flüsse stiegen gefährlich an. Mancherorts traten sie schon über die Ufer. Die Wasserläufe waren unaufhaltsam und ohne Gnade. Auf deren Routen in die Städte rissen sie alles mit, was ihnen im Weg war. An einigen Häusern stand das Wasser längst am zweiten Stock, und selbst die stabilen Rathäuser wurden zum Opfer.

Die Pegel kletterten weiterhin.

Nach Tschechien traf es in Deutschland zunächst auf die Städte an der Oder. Erschreckende Bilder von Wassermassen waren im Fernsehen die reinsten Dauerbrenner. Es war so weit weg, was sollte einem schon geschehen? Die Einsatzkräfte verzweifelten beim Stapeln der Sandsäcke. Feuerwehr und freiwillige Helfer arbeiteten

gemeinsam daran, dem Wasser Kontra zu geben. An jeder Ecke drang die Flüssigkeit durch die kleinsten Ritzen. Die große Flutwelle, wie sie in den Nachrichten genannt wurde, brach mit aller Wucht über die Vororte von Berlin und Dresden herein.

In beiden Städten erreichte die Flut in Minutenschnelle die ersten Häuser. Die Straßen, die am Morgen mit Fahrzeugen und Menschen belebt waren, wurden schnell zu reißenden Strömen. Bäume, Autos, Lastwagen, Fahrräder und alles, was sonst auf den Fahrbahnen gestanden hatte, wurde von den Fluten erfasst, mitgerissen und gegen Wände und Schaufenster geschleudert. Die vorherigen Wege wurden unpassierbar, da niemand wusste, wie es unter der undurchsichtigen Brühe aussah. Es war restlos alles mit dem dreckigen Wasser bedeckt.

Flughäfen und Bahnhöfe standen still, zum größten Teil überflutet. Unterführungen gab es keine mehr, selbst monströse Ampelanlagen ließen sich nur noch erahnen.

In den tiefer gelegenen Straßen drang das Nass in die Häuser ein. Die Bewohner kämpften verzweifelt darum, ihre Besitztümer zu retten. Sirenen heulten in der Ferne. Zur selben Zeit versuchten Rettungskräfte, die eingeschlossenen Menschen zu erreichen. Einige Mauern brachen,

und die darüber liegenden Etagen stürzten ein. Ein Hochhaus kippte auf das Nächste und riss es ebenfalls mit um. So erging es den weiteren Gebäuden. Ein regelrechter Domino-Effekt entstand in den Vororten mit den Wohnsiedlungen.

Schräg stehende Bretterzäune, eingestürzte Mauern und allerlei Mobiliar lagen vermischt mit Ziegelsteinen und Unrat am Boden. Wie, wenn zehn oder mehr Lastwagen ihren Bauschutt abgeladen hätten. Die eingerissenen Wände gaben den Einblick in die Wohnungen frei. Entsetzt über das Geschehen standen die Bewohner fassungslos da und sahen hinab auf den Mauerrest, der auf der Wiese vor dem Haus lag.

Die innerstädtischen Verbindungen mit Telefon, Mobilfunk und Fernsehen waren unterbrochen. Keine Kommunikation ging raus oder kam rein. Niemand war in der Lage, über das Erlebte zu berichten. Ebenso erfuhren sie nichts von anderen. Das schwerste Unwetter seit Jahrzehnten, wie es manche nannten, zog weiter und ließ chaotische Zustände zurück. Nur sehr wenige Menschen hatten das Glück, zu überleben. Bis sie anfangen, Nahrung zu suchen.

Das Militär setzte Flugzeuge ein, um umfassende Aufklärungsdaten zu sammeln. Nach dem Abheben drehte eine Maschine in Richtung Süden ab. Sie hatten vor, die Schlechtwetterfront zu

umfliegen. Knapp eine halbe Stunde später sah die Crew in der Pilotenkanzel an Backbord eine schwarze Wand.

»Es sieht erschreckend aus! So etwas ist mir noch nie zu Gesicht gekommen.« Alle Augen der Besatzung richteten sich auf die dunkel drohende Wand.

»Dort hört sie zum Glück auf. Ändern wir unsere Flugroute.« Der Flieger beschrieb eine weite Linkskurve und flog zum ursprünglichen Zielort.

»Seltsam, solch eine Gewitterfront. Vom Hochwasser unter uns zu schweigen.« Das Unwetter wurde weiträumig umflogen und die Maschine war kurz vor der Landung. Die Crew sah sich beängstigt an.

»Wo bitte ist hier der Flughafen? Und die große Stadt daneben?« »Unglaublich! Die Navigation sagt, wir fliegen direkt darüber.« »Einen riesigen See, mehr sehe ich nicht.« »Das kann doch nicht wahr sein!«

»Funk mal an. Wird sicher ein Fehler im Computersystem sein.«

Der zweite Pilot versuchte ständig, in Kontakt mit dem Tower am Boden und dem Heimatflughafen zu kommen.

Keine Antwort.

Nur Stille.

Einzig das Rauschen war im Headset zu hören.

Die Maschine flog eine große Schleife und kehrte zur Heimat zurück. »Kann es sein, dass wir dem Wetter folgen? Weil ich nur Wasser sehe, egal wo.«

Kurz vor dem heimatlichen Flughafen kontaktierten sie erneut den Tower. Sie suchten ihre Landebahn. Es fehlte die Flugfeldbefeuernng, die sonst die Piste beleuchtete. Beim Vorhaben blieb es, da es keine Bahnen gab. Alles stand mindestens einen Meter unter Wasser. Die Bordcomputer meinten, dass sie am Flughafen wären. Hangar und Empfangsgebäude waren weg. Lichter zuckten ein wenig am umgestürzten Tower, der den ehemaligen Airport bestätigte.

»Notwasserung?« »Und dann?«

Fernsehsender schickten Hubschrauber in die Gebiete. Es sollten Videos aufgenommen werden. Der Starkregen und die vom Wind aufgepeitschten Wellen ließen die Helikopter turbulent fliegen. Dazwischen brachten die hohen Windstärken mit den Wirbelstürmen sie alle zu Fall.

Niemand kam zurück.

Die Anfragen der Stationen am Funkgerät blieben unbeantwortet. Kein Funkspruch kam zurück, um etwas zu bestätigen oder anders klingende Meldung abzusetzen.

In einer Ortschaft schwamm ein einzelner Wohnwagen an der Oberfläche und stieß mit der Deichsel gegen die nahestehende Hauswand. Die Halterung der Gasflasche sprang auf und ließ die Flasche frei. Diese prallte an die Wand und brach das Ventil mit einem knirschenden Geräusch ab. Der Metallbehälter hob vergleichbar einer startenden Rakete ab und schoss durch das nächste Fenster in ein Zimmer. Der Raum wurde schnell mit dem austretenden Gas gefüllt, und ein einzelner Funke, der von der umherfliegenden Metallflasche im Wohnraum ausging, führte zur Explosion. Glasscheiben in tausend kleinen Stücken, Gardinen, hölzerne Fensterrahmen und andere Fragmente wurden mit einem ohrenbetäubenden Krachen und einer blauen Stichflamme aus dem Raum geschleudert.

Gleichzeitig drängte der Druck einen Teil der Mauer weg. Es erinnerte an den Knall eines Böllers an Silvester, nur dumpfer, denn das Rauschen des Wassers übertönte nahezu alles. Das Gebäude knickte durch die fehlende Wand ein. Die enorme Wassermasse, die von außen dagegen drückte, und die schnelle Strömung bewirkten ihr Übriges.

Man hätte direkt zusehen können, wie die Wogen über die Städte hinweg gerollt sind. Ein Haus nach dem anderen brach ein, und die Wellen zeigten kein Erbarmen, denn sie bahnten sich einen enorm breiten Weg in Richtung Westen.

Die Natur hatte ihre Macht demonstriert. Die Menschen waren gezwungen, sich der Realität des Klimawandels und dessen verheerenden Folgen zu stellen.

Bald kündigte sich die Nacht an, die Stadt lag in einem unheimlichen Schweigen. Ein verwässertes Chaos blieb zurück, vermischt mit Schmutz und Unrat. Die braune Brühe breitete sich still mit ihrem Gestank zwischen den eingestürzten Mauerresten aus und beherrschte überall jeden freien Winkel.

Die Dämmerung verdrängte langsam die letzte Helligkeit.

Bald herrschte nur Dunkelheit.

Kein Licht brannte mehr.

Alles war schwarz.

Niemand hatte überlebt.

Überall still.

Totenstill.

Nur der gewaltige Regen zeugte mit den aufspritzenden Tropfen von einer Bewegung, die auf die dunkle Wasseroberfläche trafen.

Österreich meldete aus Wien nach intensivem Starkregen schnell ansteigendes Wasser, das in Richtung Westen hin in die Schweiz und Slowenien abfloss. Ein Wirbelsturm traf auf die Vororte der Hauptstadt. Kurz darauf erreichte eine Meldung aus Salzburg die übrigen Wetterstationen, dass Wien Land unter vermeldet hatte. Der Sturm trieb die schweren Gewitterwolken vor sich her. Die Flut überzog die Landschaft und bewegte die Massen auf Nürnberg und München zu. In den Großstädten heulten die letzten drei oder vier Sirenen.

Auf jedem Mobiltelefon erschien die Warnmeldung: Hochwasser! Der Großteil der Stadtbewohner betrachtete dies als ein Gerücht und setzten ihre Beschäftigungen fort.

Dennoch packten einige aus Vorsicht ihre Koffer und Taschen mit ein paar Kleidungsstücken in ihre Fahrzeuge und hatten vor, die Stadt zu verlassen. Die Fahrten endeten meistens an den nächsten Kreuzungen, an denen es aufgrund des Gedränges zu Auffahrunfällen gekommen war. Wer es schaffte, gelang bis zur Autobahn A 96 über Landsberg in Richtung Memmingen oder auf der A8 in den Westen hin zu Ulm und Karlsruhe.

Überall auf den Straßen kam es auch hier zu einem rasanten Tempo. Die schnelleren Autos drängten die langsameren mit Lichthupe und dichtem Auffahren von der Fahrbahn. Hauptsache, sie kamen durch. Damit war das Chaos vorprogrammiert: Ein schwerer Unfall folgte dem nächsten.

Eine Flucht war unmöglich, denn die Flutwelle rollte unaufhaltsam näher, gefolgt vom Sturm. Es war kaum zu unterscheiden, ob es ein Wirbelsturm oder ein Orkan war. Ein vom Boden aufsteigender dunkler Schlauch wand sich nach oben in den fast schwarzen Himmel. Gleich folgten Weitere aus der Ferne. Was das Wasser überlebt hatte, wurde daraufhin von den Stürmen vernichtet.

Die Wassermenge näherte sich von hinten und leckte wie eine riesige Zunge die Blechlawine als Brotkrümel vom grauen Asphalt auf. Die Fahrzeuge wirbelten in den Wellen, als wären sie Spielzeug. Menschen an der Spitze des Staus sahen im Rückspiegel die sich nähernde große Kloake. Die Personen stiegen aus ihren Autos und rannten davon, andere versuchten, irgendwo hinaufzuklettern, egal wohin. Eine Wasserwand mit einer Höhe von acht Metern direkt vor ihren Augen ließ sie wissen, dass es bald vorüber war. Die großen Bäume gaben dem Wasserdruck ohne Widerstand nach und wurden zusammen mit den

Flüchtenden von den aufgetürmten Wellen verschluckt. Beine, Arme, Äste, Köpfe und verschiedene Gepäckstücke drangen aufwärts und verschwanden, um erneut an der Oberfläche aufzutauchen. Später versanken sie in aller Ruhe.

Der östliche Teil Deutschlands war vollständig überschwemmt, und der Sturm hatte seine vernichtenden Spuren hinterlassen. Brücken, Hochhäuser und andere große Bauwerke lagen flach am Erdboden und waren meterhoch mit Wasser bedeckt. Die Beneluxländer, Frankreich und die Schweiz waren besorgt über die Wassermassen, die auf sie zuströmten.

Derzeit meldeten ebenso Bozen und Innsbruck unverhofft Unmengen von Niederschlägen. Diese zogen in nordwestliche Richtung. Alle hofften, dass die höheren Gebirge um die Zugspitze die Wolkenmassen aufhalten würden.

Doch ein kräftiger Regenguss ließ die Wolken mühelos die Berge überwinden, als hätten große Hände sie hilfreich unterstützt und nach oben gedrückt.

Auf der südlichen Seite hinterließen sie eine breite Geröllwelle, die bergab schoss. Alle Hütten, Wohnhäuser und Hotels wurden von Steinen, Schlamm und dem lebensbedrohlichen Nass ins Tal mitgerissen, wo das Hochwasser wartete.

Auf der anderen Seite des Gebirges schwoh der Bodensee in wenigen Minuten von seiner normalen Breite von 14 auf 35 km an. Seine Länge wuchs rapide auf stattliche 80 km an. In nordöstlicher Richtung fand das Wasser ein Tal bis zu den Stadtgebieten von Ravensburg und Weingarten. In Minutenschnelle waren sie überschwemmt.

Der See verbreitete seine Fläche hinter Konstanz über den Untersee, den westlichen Arm des Sees, bis ins Rheintal. Das Wasser zwängte sich mit Getöse durch das schmale Tal, entlang der Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz. Brücken, Straßen und alle übrigen menschlichen Bauwerke rissen die kräftigen Wellen fort, wie liegen gebliebenes Spielzeug.

Unterwegs zerschmetterten sie diese und ließen die Bruchstücke auf den Grund sinken.

Schaffhausen, Waldshut-Tiengen und Rheinfelden wurden innerhalb von Minuten vom endlosen Strom verschlungen. Die Flutwelle erreichte Basel und das weite Rheintal. Ab hier bewegte sie die Wassermasse schwunglos in nördlicher Richtung vorwärts.

Das flache München war längst vom östlichen Wasser überflutet. Zusätzlich kamen die Ausläufer aus dem Süden hinzu. Das Regenwasser überschwemmte Augsburg, Ulm und Stuttgart bis zum Rhein und benötigte dafür nur anderthalb

Stunden. In keiner Ortschaft kam das Technische Hilfswerk mit den Pumpen hinterher, denn die meisten von ihnen wurden selbst von den Wassermassen mitgerissen.

Im Neckartal zwischen Plochingen und Bad Cannstatt schoss das Nass in nordöstlicher Richtung. Über dem hoch gelegenen Areal am Flughafen und der Autobahn A8 tobte das Wasser mit circa vier Metern Höhe. Die schwarze Wand, bestehend aus Gewitterwolken, dunklen Wirbeln in der Mitte und den tosenden Wellen auf dem Boden, näherte sich ohne Pause der Landeshauptstadt Stuttgart.

Wie Wasser aus einer überlaufenen Badewanne strömte die nasse Gefahr bald von allen Seiten in den Talkessel. Zuerst drang sie über die Hänge, über dem Gebiet zwischen Degerloch und dem Fernsehturm in Richtung der Stadt. Die Häuser und Bäume brachen und rutschten mit dem stürzenden Wasser auf die Weinsteige. Die Stadtbewohner sahen auf die sich zukommende Wassermasse.

Die einzige Rettung waren angeblich die Hochhäuser. Eine kaum enden wollende Menschentraube drängte und schob sich über die Rolltreppen nach oben. Die Aufzüge blieben wegen Überladung stecken. Es war aussichtslos.

Stuttgart wurde vollständig aus sämtlichen

Richtungen überschwemmt. Das Wasser strömte ringsum in die Stadt. Die Wirbelstürme brachen zusätzlich ein und zerschlugen alle Gebäude. Weit entfernt aus Westen drangen noch ein paar Sonnenstrahlen auf das tosende Inferno.

Inmitten des Stuttgarter Talkessels tauchte in der Ferne ein rotes Etwas auf und trieb in Richtung Hauptbahnhof. Mit gleichmäßiger Geschwindigkeit kam der Punkt näher und fiel einem sofort ins Auge, weil sein quietschendes Rot von der dreckigen Umgebung abstach. Er kam unaufhaltsam heran und vergrößerte sich zu einem Plastikteil. Ein paar Minuten später schaukelte ein kleines Schlauchboot mit einem Jungen darin zwischen den letzten Überresten der Hochhäuser auf den Wellen. Er hielt Ausschau und rief ununterbrochen etwas nach allen Seiten.

Er bemerkte schlagartig ein bewegendes Fell im Nass. Hinter dem Boot paddelte verzweifelt ein Hund mit den Pfoten, der mit ganzer Kraft versuchte, das Bötchen einzuholen.

Ein Container versperrte den Weg zwischen den Steinen, auf die das Wasser das Schlauchboot drückte. Es wurde dadurch abgebremst, und das Kind hielt freudig die Arme seinem tierischen Freund entgegen.

Kurz bevor das Tier den Retter erreichen konnte, schwamm ein Brett an ihm vorbei. Der Vierbeiner

biss hinein und kletterte mit letzter Kraft auf die Planke. Beim Versuch, das Holzstück zu greifen, streckte der Junge seinen Oberkörper zu weit aus dem Boot und fiel kopfüber ins Wasser.

Der Hund schüttelte seinen nassen Körper, und es spritzte wie aus einem nach oben gehaltenen Brausekopf aus seinem Fell. Das Tier drehte öfter auf dem schmalen Brett um und suchte seinen Spielkameraden.

Nur das leere Schlauchboot driftete vorbei und blieb zischend an einem spitzen Hindernis hängen. Einige größere Luftblasen stiegen auf, das Plastikteil flachte ab und sank.

Zitternd vor Kälte und Angst betrachtete der Hund einsam die Umgebung, die an ihm vorbeizog. Er sah kein Ufer, nur die braune Kloake, die ihn immer weitertrieb.

Ein gewaltiger Sturm mit kräftigen Schauern zog anschließend über Europa hinweg. Was bisher noch als Gebäude standhaft geblieben war, fiel nun zum Opfer. Eine Versammlung des Bösen direkt unter dem Himmelszelt; so sahen die aufgeschobenen Wolken durch die Winde aus.

Die Regenmassen schwemmen mühelos vor sich

her, was im Weg gestanden hatte. Häuser, Autos, Straßenlaternen, Kioske – es wurde komplett alles dem Erdboden gleichgemacht.

Nur vereinzelt ragten die Spitzen von umgeknickten Hochspannungsmasten aus der dunkelbraunen Brühe.

Was immer es war, verschwand unterhalb der undurchsichtigen Oberfläche, die sich rasend schnell zur weiteren Vernichtung ausbreitete.

Gleich darauf lag Europa unter einer hohen Decke, die sich mit dem Ablaufen absolut viel Zeit ließ.

Die Sonne strahlte abnormal und trocknete alles aus. Die Reste der Gebäude, kaum mehr ein paar Steine hoch, verschwanden unter einer meterdicken Kruste aus Schlamm, Dreck und Erde.

Mancherorts blieben einige Häuser im Schutz von Felsen, vom Unheil verschont. Die Menschheit sank schlagartig von der vorherigen Gesamtbevölkerung auf nur wenige Prozent. Niemand war es möglich, zu sagen, wie es in anderen Städten und Ländern aussah. Die gesamten Kommunikationsleitungen waren zerstört, und die damit verbundenen Chancen waren ausgelöscht. Kein Mobiltelefon klingelte mehr, alle Sendemasten waren umgebrochen. Strom gab es nur in den restlichen Akkus der Geräte und in den

vorhandenen Batterien aus den Vorräten.

Die letzten Überlebenden hatten massive Probleme mit Trinkwasser und Nahrung. Medizinische Versorgung fehlte, und bisher unbekannte Krankheiten tauchten Tage später wie aus dem Nichts auf. Die Menschheit wurde weiterhin dezimiert. Nur wenige fanden etwas in Konserven und Flaschen. Alle Geschäfte waren verschwunden – eingeebnet. Dort, wo einst eines gestanden hatte, suchten die Menschen mit letzter Kraft nach weiteren Lebensmitteln. An anderen Orten fanden Hungrige essbares Gemüse und Grünzeug, das sie aus ihrer Kindheit kannten.

Kleine Gruppen rotteten sich zusammen. Sie beschlossen, in den höheren Regionen nach geeigneten Flächen zu suchen. Dort wollten sie mit den übrigen Pflanzen neue Felder anbauen. Die Erdbewohner entdeckten Obstbäume und pflanzten diese nebeneinander zu kleinen Plantagen. So reifte in den oberen Lagen des verkrusteten Landes langsam der Anbau von genießbarem Gemüse und Obst heran. Es dauerte einige Jahre, bis ein normales Leben für die restliche Handvoll Menschen von Neuem stattfand. Etliche starben, viele wurden ebenso geboren.

In den wenigen Städten entdeckte die Menschheit verschiedene Unterlagen über den Bau von Maschinen. Sie entwickelten Geräte, um die

Arbeit zu erleichtern und die Produktion von Nahrungsmitteln voranzutreiben. Die Entwicklung der Technik schritt wieder zügig voran.

Dies alles geschah vor über 1400 Jahren.

-◇-

03 – Neu-Hamburg

Auf dem aktuellen Kalender stand in großen Zahlen das Jahr 3517. Unsere Technik wäre in dieser Zeit vollkommen veraltet. Das Leben in den Städten spielte sich vorwiegend in Wohngemeinschaften ab, und überall nutzten Menschen die neuesten Geräte zur Fortbewegung. Niemand stellte je die Frage, woher die Nahrung kam. Sie tippten zu Hause auf einen Bildschirm, und kurz darauf lag das Bestellte in der Lieferbox. Dazu gab es unterwegs ebenfalls Kästen, die für die Bereitstellung sorgten. Die Order abgeschickt, zwei bis fünf Minuten gewartet, und schon stand das Gewünschte darin.

Hoch oben im Norden von Alt-Deutschland lag Neu-Hamburg. Hier, inmitten der Wohnsiedlung, lebten in den Blocks zwei Freundinnen.

Biana, eine 25-jährige Frau, verbrachte ihre Tätigkeit bei der Firma Freetime, die sich auf Freizeitgestaltung spezialisiert hatte. Mit sechzehn Stunden Arbeitszeit bei einer Vier-Tage-Woche hatten die Menschen reichlich freie Zeit.

Ihre Freundin Flori, ebenfalls 25, war bei Inter-One in der Position einer Sprecherin angestellt. Alle Ansagen in den Fahrzeugen und den Lieferboxen waren von ihr.

An diesem Tag war das Wetter zur Abwechslung angenehm warm und der Himmel zeigte ein malerisches Blau. Nahezu wolkenfrei. Nachmittags trafen sich die zwei Damen zu Kaffee und Kuchen vor dem Lokal. Mit den gefüllten Tablett in der Hand drängelten sie sich durch die anstehende Menge und nahmen den letzten Tisch im Freien in Beschlag. Im kühlen Schatten genossen sie zunächst in kleinen Schlucken das heiße Getränk. Biana besah sich erstaunt ihre Freundin.

»Sag mal, Flori. Du warst beim Friseur?«

»Ja. Fällt es auf?«

»Aber ja! Passt sagenhaft zu deiner Art. Immer lustig aufgelegt und ein herzensguter Mensch.« Biana nahm einen Schluck aus der Tasse und behielt sie in der Hand und wartete auf das Kontra.

»Meine Haarkünstlerin war überzeugt, mir würde der neue Schnitt ausgezeichnet stehen. Ich finde die kleinen, dunklen Löckchen phänomenal.«

»Dann wird jetzt das Kommende grandios dazu passen.«

Abrupt sanken Floris Mundwinkel genauso wie ihre Stimmung. »Wieso, was hast du schon wieder vor?«

Biana stellte ihre Tasse ab. »Ich präsentiere dir

jetzt einen Vorschlag, den du kaum ablehnen wirst.«

Noch immer leicht genervt der letzten Ausflüge wegen konterte Flori. »Was hast du wieder im Sinn? Aber bitte keinen Fußmarsch mehr durch die Häuser. Hinterher war ich zwei Tage lang mit schmerzenden Waden unterwegs. Normal laufen war fast unmöglich«, kam leicht unterkühlt zurück.

»Oh, entschuldige bitte, das war nicht meine Absicht. Dieses Mal wird das kaum geschehen, denn wir werden im Magnet-Jet in Richtung Süden verschwinden!«

Mit geweiteten Augen und offenem Mund vor Schreck ließ Flori die Gabel fallen. Es klapperte laut auf dem Teller und einige Besucher sahen verschreckt zu Flori. »Was? Aus der Stadt raus? Du weißt, ich war nie außerhalb der Wohnsiedlung?« Sie starrte mit großen Augen Biana an.

»Genau deswegen mein Vorschlag!«

»Was hast du vor? Draußen gibt es doch so gut wie nichts! Was willst du da?«

»Ach, komm. Nur ein kurzer Trip in den Süden von Alt-Deutschland. Du hast sicher vor drei Jahren mitbekommen, dass sie dort einige Häuser und eine Straße ausgegraben haben?«

Bei der Bemerkung der Ausgrabungsstätte erwachte in Flori sofort ihre Leidenschaft. Sie kam zur Ruhe und nahm wieder ihre Gabel in die Hand. Sie fuchtelte mit ihr herum, um das weitere Gespräch zu unterstreichen.

»Ja. Sie haben sie Locantiqua getauft. Seitdem fasziniert mich die Vergangenheit. Es ist aufregend, was es für merkwürdige Maschinen gab und wie die Menschen damals lebten. Jedes neue Bild und alle Berichte über diese Zeiten landen sofort in meinem Zema.« Sie deutete flüchtig mit der Gabel auf ihr elektronisches Armband und stach danach etwas vom Kuchen ab.

»Dann wäre das doch die perfekte Gelegenheit, es im Original anzusehen!«

»Soll das jetzt ein Scherz sein? Du hast vor, bis dorthin zu reisen? Das ist verdammt weit weg von zu Hause«, und Flori schob die Gabel mit dem kleinen Kuchenstück in den Mund.

»Warte ab. Überraschung!«

Der weiten Reise wegen war Flori etwas aufgebracht. »Nur so aus der Stadt raus? Woanders war ich nie und habe kaum eine Vorstellung davon, was es draußen geben wird. Und die Sicherheit? Nach meinem Kenntnisstand war unsere Siedlung bisher eine der sichersten.«

Biana schwieg. Mit ihrer Gabel stach sie ein

kleines Stück Kuchen ab und spießte es auf. Sie schob es in den Mund und erzählte kauend: »Wir haben es selbst erst vor ein paar Wochen erfahren. Ich verrate es dir jetzt.«

Die junge Frau sah sich zu beiden Seiten um, ob jemand zuhören würde. Sie reckte ihren Kopf näher zur Freundin über den Tisch hin und gab leise das Geheimnis preis.

»Das ursprüngliche Hamburg von damals lag an der Küste und ist längst verschwunden. Wo wir hier und heute leben, das liegt etwa 100 bis 120 Kilometer weiter landeinwärts.«

Flori war der Meinung, sie hätte nicht richtig gehört und konterte völlig aufgeregt. »Wo, bitte? Ich meinte, alles davon zu wissen, und dass dies hier schon immer unsere Stadt Neu-Hamburg war. Gab es im Ernst früher ein anderes?«

»Pst! Sei darüber bitte leise!«, hauchte Biana und zog mit der Hand den Kopf von Flori näher zu sich. »Ja, das gab es in Wirklichkeit. Sie werden aber darauf achten, dass diese Geschichte unter Verschluss bleibt. Du schweigst am besten genauso über diese Angelegenheit. Sonst werden einige Leute in ihrer Freizeit anfangen, im Meer nach alten Sachen zu suchen.«

»Das wäre doch prächtig! Dann wüsste ich endlich, woher wir stammen«, flüsterte Flori zurück.

»Das liegt leider bis zu siebzig Meter unter dem Meeresspiegel.« Die gehauchte Antwort war kaum vernehmbar.

»Ach, jammerschade!«

»Außer ein paar vermoderten Steinen haben sie kaum etwas entdeckt. Ach ja, eine Handvoll Fische kam vorbei.«

»Lebende Tiere? Und das unter Wasser?« Flori kniff die Augen zusammen und lehnte sich zurück. Mit zur Seite gelegtem Kopf sah sie ihre Freundin an. »Und du lügst mich nicht an?«

»Nein. Die Truppe hat Videos aufgezeichnet, um alles zu belegen.«

»Dann stimmt es doch! Gehört habe ich einmal davon, dass es Fische gegeben haben soll.« Flori fand erneut ihren Appetit und schob ein größeres Stück Kuchen in den Mund, und Biana erzählte weiter.

»Meine Firma hatte vor, daraus eine Freizeitaktivität zu entwickeln. Aber die meisten Menschen haben Probleme beim Tauchen in dieser Tiefe. Versuchsweise haben sie eine Sonde mit Kamera bis auf den Meeresboden abgelassen. Die Bilder des Sandbodens haben kein bisschen vom alten Hamburg erkennen lassen, außer ein paar größere Felsen. Und sie haben vier oder fünf lebende Fische gesehen. Das war alles.«

Bianas Kopf ging wieder zurück und sie schob das nächste Stück Kuchen in den Mund. Flori bequemte sich gemütlich an der Rückenlehne.

»Das hätte mich jetzt fasziniert. Denn damit wäre es sicher möglich, zu erfahren, wo die eigenen Vorfahren herkommen. Du weißt doch genauso wenig, woher deine Wurzeln stammen, oder?«

»Leider muss ich mit dieser Antwort passen. Momentan findest du mich bei den älteren Menschen, und ich würde gern in eine andere Wohnung ziehen. Aber du kennst das Spiel: nirgends freie WG-Plätze. Ich stehe zumindest auf der Warteliste. Und du?«

»Genauso. Ich wäre froh, endlich aus der Neuer-WG herauszukommen. Eine eigene Behausung wird für mich immer ein Traum bleiben.«

Der Kuchen war aufgegessen und die Tassen leer. Biana lehnte sich entspannt zurück und musterte ihre Freundin.

»Und? Was meinst du dazu? Bist du dabei? Am kommenden Samstag wären zwei Plätze frei, und ich würde sie zu einem sagenhaft günstigen Vorzugspreis bekommen.«

Unschlüssig wog Flori ihren Kopf leicht hin und her. »Okay. Aber vorher habe ich eine wichtige Frage: Was ist mit der Atemluft außerhalb unserer Wohnsiedlung? Gibt es draußen überhaupt welche?«

»Aber sicher doch! Ich habe gehört, dass es der Truppe mit der Sonde möglich war, normal zu atmen. Den vielen Bildern nach wachsen im Süden genügend Bäume und anderes Grünzeug, die Sauerstoff produzieren.«

»Und du bist dir ganz sicher, dass das mit der Sauerstofferzeugung allein durch Pflanzen funktioniert?«

»Ja, denn die Information ist zuverlässig. Hier zwischen den Häusern haben wir nur die künstlichen Luftaustauscher. Sie sind technisch gesehen zwar echten Bäumen nachempfunden, trotzdem ist die Luftqualität in der freien Natur um einiges besser.« Gleichzeitig wies Biana auf die dünnen Säulen mit den spinnenbeinigen Auslegern am oberen Ende.

»Wenn du dieser Meinung bist, geht das in Ordnung. Hier drinnen ist alles klar. Aber da draußen?«

»Ach, Flori! Sei doch kein Frosch. So kenne ich dich gar nicht. Werf einen Blick auf mein Zema. Auf den gesamten Bildern der Arbeiter erkennst

du, dass sie normal atmen – ohne Sauerstoffgerät. Sieh nur hin. Außerdem würde der Magnet-Jet an dieser Stelle bestimmt nicht halten, wenn es keine Luft zum Schnaufen gäbe.«

»Okay, dann vertraue ich dir.«

»Ich glaube kaum, dass sie uns ohne Atemluft aussteigen lassen werden.«

»Einverstanden. Du hast mich überredet. Obendrein komme ich zum ersten Mal aus der Stadt hinaus. Buche uns die Reise.« Sie stellten das Geschirr in den Behälter zur Rückgabe und schlossen dessen Klappe.

Beide Frauen diskutierten auf dem Heimweg lebhaft über die passende Kleidung für den bevorstehenden Kurztrip. Sie kamen an einem unscheinbaren Gebäude vorbei, das sich kaum von den anderen unterschied – nur eben etwas schmaler. Der Blick fiel auf die kleine Tür und die zwei Fenster, die den Gedanken an ein Büro aufkommen ließen. Die Freundinnen schlenderten weiter.

-◇-

Hinter den Fenstern summten die Computer, die unentwegt die Strecke für den Magnet-Jet überwachten. Die Signale der Sensoren trafen auf

dem Flachdach auf die größeren Antennen ein. Das Kontrollzentrum lag im ersten Stock, darüber die Dienstzimmer der Wetterstation. Dort saß eine junge Dame vor einem 3D-Monitor und studierte die Wolken, die sich am Himmel zusammenbrauten.

»Dieser verdichtete, bläuliche Schwaden mit möglicher Bildung von Eiskristallen ist mir absolut fremd. Ich habe seit Langem unzählige Bilder von Wolken gesehen und gesammelt, aber diese Form? Das sehe ich heute zum ersten Mal.« Rief sie und drehte Hilfe suchend den Kopf zu ihrer älteren Kollegin.

»Lass mal sehen.« Die betagte Dame trat näher und warf einen prüfenden Blick auf den kleinen Monitor. »Das wird wieder eine seltsame Anomalie sein. Diese Art von Wolken haben wir in letzter Zeit öfter beobachtet. Die feinen Wassertropfen sammeln sich da oben zu einer großen Suppe, und beim nächsten Windstoß werden sie, so wie jedes Mal, wieder aufs Neue weiträumig verteilt. Wer weiß, warum das so ist.« Kam von der Älteren in einem leicht strengen Ton.

»Dies sieht trotzdem gefährlich aus. Wolkenformationen dieser Größe gab es schon vor über hundert Jahren. Jedes Mal folgte darauf ein enormer Starkregen mit einer Überschwemmung in der Gegend.«

»Jetzt hör mal zu. Ich bin seit knapp 25 Jahren hier, und in meinem Zuständigkeitsbereich gab es bisher kein Hochwasser. Bis heute haben sich die großen Wolken in den höheren Lagen immer wieder in kleinere aufgelöst. Ein bisschen Regen hat nie geschadet, und die Felder außerhalb der Stadt benötigen jeden Tropfen Flüssigkeit für ihr Grün.«

»Ja, ja. Der Spruch ist mir längst bekannt. Ohne Wasser keine Pflanzen. Und ohne Pflanzen kein Essen.«

»Dann lass die Wolke in Frieden ziehen, egal wohin. Du wirst sehen, spätestens in einer halben Stunde ist sie aus unserem Gebiet verschwunden.«

»Das hoffe ich doch.«



04 - Fahrt im Magnet-Jet

Samstagmorgens, kurz vor acht Uhr, sah der Himmel in Blau getaucht aus. Langsam kam die Sonne über die Hochhäuser von Neu-Hamburg geklettert. Die aufsteigende Wärme verdrängte kriechend die kühle Luft der Nacht. Kein Lüftchen regte sich. Es schien ein freundlicher Tag zu werden.

Biana stand an der Haltestelle und trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. In ihrer mintgrünen Hose mit der weißen Bluse, die cremefarbene Jacke lässig über die Schultern gehängt, hob sie den Kopf mit den langen, blonden Haaren und sah nervös auf die Anzeige der Platznummer.

33. Ja, genau hier hält unser Abteil, bestätigte sie sich in Gedanken. Ihr war kaum bewusst, zum wievielten Mal sie hingesehen hatte. Langsam wurde ihr warm, denn ihre Freundin fehlte. Bianas Blick senkte sich auf ihr Zema am linken Handgelenk, auf dem die Uhranzeige eingestellt war.

Der Magnet-Jet kommt in drei Minuten! Flori, wo bleibst du nur? Hast du es dir im letzten Moment doch anders überlegt?

Mit gestrecktem Hals und angehobenem Kinn stand sie auf den Zehenballen, während ihre Fersen mit den Ballerinas ein wenig über dem Boden schwebten, um ihre Bekannte über den Köpfen der umherschwirrenden Passanten zu finden.

Eine weibliche Person rannte schneller denn je in ihrem Leben. Sie warf schwer keuchend immer wieder einen kurzen Blick auf ihr Zema und befürchtete, zu spät zu kommen. Sie quetschte sich ohne Rücksicht auf die anderen Reisenden zwischen ihnen hindurch. Durch Drängen und Schieben kam Flori der verabredeten Haltestelle näher. Biana erkannte im Gewühl der Menschen die junge Dame mit dem dunklen Lockenkopf.

Schnaufend traf sie glücklich ein. »Da bist du ja endlich! Ich hatte schon den Verdacht, du würdest kneifen.«

»Uff! Zum Glück rechtzeitig. Das Band zur Fortbewegung stand aus heiterem Himmel still! Weshalb weiß niemand! Viele sind gestürzt. Ich bin rechts über den Rahmen geklettert und dann selbst gelaufen.« Kam schwer atmend von ihr, und sie lehnte ihren Körper an einen Mast.

»Schicke Bluse und Hose.« »Danke. Deine erst recht.«

Aus dem Lautsprecher ertönte eine Durchsage:
»Bitte treten Sie hinter die Absperrung!« Flori
grinste: »Das ist meine Stimme.« »Was? Die ist
doch männlich?«

»Stimmt. Sie ist verfremdet und aufgehübscht
und klingt für diesen Zweck um einiges besser.«
Beide Frauen traten auf dem Weg hinter die
gelbe Markierung. Am Haltepunkt fuhr eine
Schranke mit Behang aus dem Boden empor.
Ringsum blinkten Lampen an den Masten.

Lautlos glitt der Magnet-Jet ein. Flori sah das
für sie aus der Ferne bekannte Fahrzeug, eine
silberne Schlange. Wie oft hatte sie es von Wei-
tem gesehen und darüber kaum nachgedacht.
Es war für sie immer ein Merkmal des Fremden
gewesen. Damit hatte sie sich zufriedengege-
ben.

Doch in diesem Moment plötzlich so nah! So un-
mittelbar davor, hatte sie es sich nie betrachtet.
Sie hatte den Eindruck, ein großer, glänzender
Wurm mit vielen spiegelnden Gläsern würde an
ihr vorbeischießen. Der Zug wurde langsamer.
Sie erkannte mit der Zeit eine Reihe von Türen
mit Glasscheiben. Endlich blieb er stehen. Ge-
nau vor den Damen hielt das Abteil mit der

Nummer 33. Die nächste Durchsage ertönte:
»Neu-Hamburg – Endstation – Bitte alle aussteigen!«

Aufgeregt betrachtete Flori durch die gläsernen Türen die Fahrgäste, die auf der anderen Seite den Jet verließen. Die Ausgänge schlossen von selbst, und der Vorhang der Absperrung verschwand vor den Damen wieder im Boden. Nach drei Schritten standen beide vor dem Einstieg. Mutig wie sonst, zog Flori sofort am Griff der Tür. »Was ist los? Es klemmt«, stellte sie nervös die Frage an ihre Freundin.

Von ihr kam keine Antwort, stattdessen grinste diese nur, denn ihr war bewusst, was kommen würde. Flori sah zunächst erstaunt in das leere Abteil. Aus einer Handvoll Düsen strömte schlagartig eine weiße Wolke in den Jet und füllte den Raum unter der 33. Die junge Frau ließ den Türgriff los und schreckte sofort einen Schritt zurück. In sicherer Entfernung sah sie voller Neugier durch die Glasscheibe ins Innere. Ein Luftstrom wirbelte den Dampf einige Male in dem kleinen Zugabteil herum. Fünfzehn Sekunden später verschwand die Wolke im Boden. Weg war sie und das Abteil strahlte. Flori hatte gespannt und mit offenem Mund dem

Vorgang zugesehen. Sie reckte sich jetzt mit langem Hals vorsichtig nach vorn, um zu sehen, ob es endlich vorbei war.

»Was war das eben?«

Biana zog wie selbstverständlich am Griff und öffnete die Tür zum Abteil mit der Nummer 33. »Siehst du, so schnell würde ich gern einmal im Leben zu Hause aufräumen! Das wäre was! Alles sauber und gleichzeitig desinfiziert!«

»So reinigen und desinfizieren sie den Jet?«

»Ja, so geschieht das. Du warst bisher nie mit einem Magnet-Jet unterwegs?«

»Nein. Heute ist für mich das erste Mal, dass ich die Wohnsiedlung verlasse.«

»Stimmt. Hatte ich fast vergessen.«

Flori betrachtete zunächst von außen das leere Abteil. Rechts versprachen in Fahrtrichtung zwei Sitze mit Armlehnen eine angenehme Reise. Alles war mit blauem Stoff bezogen. Auf der anderen Seite ebenso. Dazwischen lagen die Türen mit großen Fenstern. Mit gemischten Gefühlen hob die junge Dame vorsichtig einen Fuß über den Boden in den Jet und setzte ihn langsam ab.

Biana schubste absichtlich ihre Freundin mit einem »Oh« hinein und folgte ihr. Sie nahm in Fahrtrichtung Platz und dirigierte ihre Begleitung daneben.

»Weißt du, ob weitere Reisende kommen?«

»Nein. Dieses Abteil für vier Personen gehört allein uns beiden. Die paar Credits mehr sind es wert, wenn ich mit meiner besten Freundin unterwegs bin. Manchmal ist es angenehmer, in Ruhe miteinander zu plaudern und dabei die Zeit zu genießen. Vor allem, ohne von anderen gestört zu werden. Solche Momente sind Gold wert.«

»Stört es dich, wenn ich die Füße hochlege?«

»Nein, es kommt sonst niemand.«

»Ehrlich, bei deinen Ideen ist immer eine nette Überraschung dabei.«

Eine Durchsage drang vom Weg herein: »Vorsicht, bitte! Die Türen schließen.« Mit einem leichten Zischen, begleitet von melodischen Pieptönen, schloss die Tür das Abteil nach außen hin wie hermetisch ab.

Ein unbehagliches Gefühl stieg in Flori auf.

Trotz allem siegte ihre Neugier, und die junge Frau rutschte nervös auf ihrem Sitz hin und her. Sie sah aus dem rechten Türfenster hinaus, dann zum linken und wieder zurück. Sie war unerschlüssig, wohin sie zuerst hinaussehen sollte.

»Nur aufregend! Meine erste Fahrt im Magnet-Jet. Ich bin so gespannt, was alles passieren wird!« Warf sie mit übertrieben gespielter Ruhe ein.

»Das wird dich gleich zum Staunen bringen. Pass auf!«

Das Abteil hob ein wenig an. »Huch! Was ist das? Fahren wir schon?«

»Nein. Wir schweben. Deswegen hast du das sanfte Anfahren des Jets kaum bemerkt. Ich finde es jedes Mal aufs Neue angenehm.«

»Da stimme ich dir zu! Geräuschlos und ruckfrei, genau das Gegenteil von dem Laufband vorhin. Wenn du hinaussiehst, zieht alles an uns vorbei.«

»Warte ab, bis wir die Wohnzone verlassen.«

Draußen bewegten sich die nahen Personen am Fenster entlang. Im Hintergrund zogen

langsam die Wohnblöcke vorbei.

»Du warst schon öfter mit dem Jet unterwegs. Kennst du dich mit der Atemluft hier drinnen aus?«

»Du und deine absolut unnötigen Sorgen! Du hast doch an der Haltestelle gesehen, dass die anderen Fahrgäste ausgestiegen sind, oder?«

»Ja, wieso fragst du?«

»Demnach atmeten sie im Jet und verließen ihn von selbst. Sonst hätten sie lauter Leichen abgeladen. Und uns später dazu.«

»Du hast heute eine makabre Laune!« Vermeldete Flori leicht beleidigt.

»Na ja, bei deiner krankhaften Angst kommt bei mir der schwarze Humor durch. Sorry. Die gesamte Fahrt über wird von außen Luft angesaugt, gereinigt, auf die gewünschte Temperatur gebracht und mittels Düsen ins Abteil geleitet. Das passiert alles automatisch. Im Jet herrscht ständig saubere Atemluft. Glaub mir, ich war unzählige Male mit ihm unterwegs.«

»Stimmt. Du warst öfter weg. Immer mit dem Magnet-Jet?«

»Ja, logisch. Die Bänder zur Fortbewegung sind nur innerhalb der größeren Wohnsiedlungen vorhanden. Aber sag mal, du bist doch sonst

nicht so ängstlich? Sondern vielmehr, entschuldige den Ausdruck, draufgängerisch?»

»Na ja, es ist noch alles ungewohnt.«

»Ist mir verständlich. Ich erinnere mich gut an dasselbe Problem von meiner ersten Fahrt. Es ist aber halb so wild. Und nach ein paar Minuten siehst du es lockerer. Wirst du schon merken.«

Der Magnet-Jet verließ die Stadt und beschleunigte. Versteinert saß Flori in ihrem Sitz. Sie drehte angespannt langsam ihren Kopf zur Seite und sah mit Herzklopfen hinaus. Ihre Finger krallten sich in den Armlehnen fest. Die Fingernägel waren kurz vor dem Abbrechen. Ihre Knöchel an den Händen verloren jegliche Farbe. Sie drückte ihren Körper in den Sitz. Biana saß entspannt daneben und sah gelangweilt zum Fenster hinaus. Der Magnet-Jet düste lautlos dahin. An beiden Türfenstern zog ein überstürztes Band vorbei: die dahinziehende Landschaft. Mit zunehmender Geschwindigkeit war das Nähere kaum mehr zu erkennen. Nur in der Ferne entdeckten sie braune und grüne Streifen am Horizont. Darunter sahen sie ausschließlich ein heftig verwischtes Bild.

»Da bin ich jetzt aber sprachlos! 690 km/h steht oben auf der Anzeige und spüre kein bisschen

davon!« Äußerte sich Flori mutig nach einiger Zeit. Nebenher rieb sie sich ihre verkrampten Hände.

»Deshalb heißt dieser Zug letzten Endes Jet.«

»Jetzt ist mir alles klar.«

»Kaffee gefällig?« »Hier? Im Abteil?« Floris Augen wurden immer größer. »Wo denn sonst?« Biana klappte ihr Zema am Handgelenk auf und bestellte per Tastendruck zwei warme Getränke.

»Lieferung in fünf Minuten«, ertönte es aus dem kleinen Gerät an ihrem Unterarm.

»Du hast schon das Neueste?«

»Ja, denn ohne funktioniert heutzutage nichts mehr und außerdem benötige ich es täglich für meine Arbeit.«

»Ich ging immer davon aus, es würde nur Uhrzeit, Puls, Nachrichten und Videos anzeigen.«

»Ich habe seit Kurzem das aktuellste Teil mit dem neuesten Update. Da ist ein Haufen mehr an Spielereien drin. Alles werde ich ohnehin kaum nutzen, sondern allein das Gewohnte.«

»Was ich schon immer fragen wollte: Kennst du die Bedeutung vom Wort Zema?«

»Das wird so eine technische Abkürzung sein. In

der Arbeit nennen wir es spaßeshalber ,Zeiger, erzähle mir alles`, nur wegen der vier Buchstaben: z, e, m und a. In Gestalt eines Armbandes ist es allgemein bekannt, und das Beste daran: Es kann dir vieles erklären und zeigen.«

Flori betrachtete das noble Band an Bianas Arm. Eine Augenbraue fuhr hoch. »Das ist nur elegant. Da hole ich mir nächste Woche sofort ein neues. Was hat es außerdem drauf?«

»Das Beste daran sind die 3D-Videos. Du bewegst deinen Kopf leicht zur Seite und kannst damit hinter etwas sehen.«

»Oh! Das brauche ich unbedingt.« Flori lehnte sich zurück an die Lehne und sortierte in Gedanken ihre Geldausgaben, ob sie sich das Zema leisten könne. Ein Blick nach draußen und es folgte für sie die wichtigste Frage.

»Verrätst du mir unseren wahren Zielort, oder ist es eine Überraschung?«

»Ja, es ist eine. Vor der Ankunft könnten wir uns ein paar Bilder ansehen, wenn du Lust hast.«

»Komm, zeig es mir mit deinem neuen Zema.«

Biana nahm gegenüber von Flori Platz. Beide versuchten, etwas vom Ausblick wahrzunehmen.

Doch er zog mit berauschender Geschwindigkeit an ihnen vorbei. Das Zema am Handgelenk wurde aufgeklappt und dessen Lichtstrahl auf die Glasscheibe des Fensters gerichtet. Die junge Frau drückte den Knopf darunter und das Fensterglas wurde zunächst matt und verdunkelte ein wenig das kleine Abteil.

»Das ist grandios.« Flori war überrascht über die neueste Möglichkeit. Ein 3D-Bild entstand frei im Raum und schwebte zwischen den Köpfen der Damen.

»Genau dorthin gondeln wir.« Biana drehte das Zema leicht hin und her.

»Das mit dem 3D ist phänomenal. Du glaubst, in Wirklichkeit hinter den Luftaustauscher zu sehen.« Sie betrachteten das Bild, auf dem eine Wiese mit Pferden präsentiert wurde. Das Grün lag eingebettet mitten in einem Tal mit einem Fluss und vielen hohen Pflanzen, die ihnen unbekannt waren.

»Das ist mindestens 3000 Jahre her. Zu der Zeit wimmelte es auf diesem Fleckchen Erde in dem Tal nur so von Tieren. Die Großen nannten sie Pferde.« »Habe ich nie gesehen oder gehört!«

»Wenn es überhaupt welche gibt, dann höchstens im Zoo. Deshalb haben sie die Siedlung so genannt: Pferdegarten.«

»Sieht alles erfrischend grün aus. Das mit den künstlichen Luftaustauschern wird definitiv einiges gekostet haben.« »Ich vermute eher, dass die abgebildeten Bäume echt waren.« »Im Ernst? So viele?«

Biana scrollte souverän mit einer Handbewegung über dem Zema zu den nächsten Bildern. »Mittlerweile findest du in der Mitte des Talkesels eine alte Siedlung. Im Norden haben sie einen Stausee für die Bewohner zur Trinkwassernutzung eingerichtet. Aus dem Osten schlängelt sich ein Fluss durch die Stadt, der sie in zwei Stadtteile trennt. Sie nannten ihn Neckar und hinter den Häusern fließt er in Rohren im See weiter.«

»Aberwitzig! Die haben einen Fluss und zusätzlich einen Stausee?«

»Das wird ein Sammelbecken für Wasser sein. Der Wasserlauf dient dem Tourismus.«

»Ach so. Dann ergibt das mit dem künstlichen See einen Sinn. Hast du ein Bild vom Staudamm?« Biana blätterte mit einer Handbewegung im Zema. Flori besah sich das monströse Bauwerk und erschrak. »Ist der hoch! Gewiss an die 15 Meter. Und laut Beschreibung ist er fast

zwei Kilometer lang! Eigenartig, dass der Fluss unterirdisch in Röhren verläuft.« Flori sah am Fenster der anderen Tür nach draußen und überlegte kurz. »Ein zusätzlicher Flussausbau würde ebenfalls Sinn ergeben. Dann könnten sie eine längere Fahrt mit dem absonderlichen Schwimmgerät veranstalten.«

Biana sah auf ihr Zema und schüttelte verständnislos den Kopf. »Was ist los?« Wurde sie gefragt. »Sieh mal, das ist selbst mir neu. Sie haben den Talkessel mit dem Dreck der Ausgrabungen ringsum geschlossen, bis auf den einzigen Zugang zum Flusslauf. Später bepflanzten sie die Hänge mit Grün, und jetzt wachsen dort sogar echte Bäume. Die Touristen bleiben somit in der Stadt und geben vor Ort ihr Geld aus.«

»Wo hast du denn diese Mitteilung her? Das ist mir absolut neu.«

»Interna vom Geschäft. Kein Einblick für das normale Publikum.«

»Ach so.« Beide hefteten mit Neugier ihren Blick auf die Anzeige vom Zema. Sie betrachteten auf dem Bild das Tal, das fast ringsum aufgeschüttet war.

»Was ist das? Um die gesamte Stadt herum sind nur vereinzelte Häuser und viele bunte Flächen

zu sehen.« »Ist doch klar. Da kommt das Gemüse und Obst her. Wirf mal einen Blick auf der anderen Seite zum Fenster raus.«

Beide Frauen sahen nach draußen. Flori runzelte die Stirn. »Ist das öde! Nur grün. Ah, jetzt taucht etwas Braun und Gelb dazu auf.«

Biana zeigte auf ein paar helle Striche in der Ferne. »Siehst du die weißen, halbrunden Häuser? In denen wachsen angeblich Obst und Gemüse. Ich habe es oft gelesen, nur selbst nie gesehen.«

Überrascht kam die Frage: »Und da gibt es Menschen?«

Biana nickte kurz. »Ja, genau in der Art, die damals herrschte. Sie arbeiteten an Pflanzmaschinen und wohnten in größeren Gebäuden. Sie lebten in einer lockeren Gesellschaft, die sie Familie nannten. Zum Übernachten besaß fast jeder ein eigenes Zimmer. Stell dir das vor! Vergleiche es mit einer unserer Wohngemeinschaften in Neu-Hamburg, nur eben weniger Personen und um etliches luxuriöser. So leben die Pflanzenarbeiter im Übrigen bis heute.« Stauend über die Geschichte sah Flori zu Biana hinüber. »Glaube mir. Sie arbeiten hier im Freien und erzeugen mit den Maschinen Obst, Gemüse

und einiges mehr an Essbarem.«

Die Angesprochene war völlig verwirrt der Aussage wegen und fragte sofort: »Und von denen bekommen wir unsere Nahrung?«

»Nein. Wusstest du das nicht?«

Flori schüttelte zunächst stumm den Kopf. »Außerhalb der großen Wohnsiedlung war ich nie.« Gestand sie leise. »Stimmt. Zusammen waren wir immer nur in der Stadt unterwegs.« War die verständnisvolle Antwort.

»Und das Essen kommt von hier bis zu uns nach Neu-Hamburg?«

Biana lachte. »Nein. Daheim, in sicherer Entfernung der Häuser, werkeln bei uns unermüdlich die Maschinen mit den Pflanzen. Von dort bekommen wir die Nahrung.« »Wirklich?« »Aber ja. Woher solltest du das wissen? Du bist nie aus der Stadt herausgekommen.«

Gedankenversunken stellte Flori fest: »Du hast recht. Trotzdem halte ich es für erstaunlich, dass sich Personen freiwillig in dieser Einöde aufhalten.«

»Von wegen. Hier gibt es Siedlungen, in denen Menschen arbeiten, wohnen und leben.«

»Sag bloß, sogar kleine Städte? Mich hat es gewundert, dass sie längere Entfernungen zurücklegen müssten, um an ihren Arbeitsplatz zu gelangen.«

»Nein. Ihre Häuser stehen fast alle in der unmittelbaren Umgebung zu ihren Anbauflächen.«

»Ach so. Dann haben sie es näher.« Flori war gleich erleichtert.

»Mit dir fahre ich aber woanders hin.« Voller Neugier kam sofort die Frage: »Wohin denn?« Und Bianas Gesicht wurde nahezu mit dem Blick ihrer Freundin durchbohrt. Es erwiderte ihr nur ein geheimnisvolles Lächeln.

»Das wirst du bald sehen.« Biana suchte und fand die gewünschte Bildersammlung auf ihrem elektronischen Armband.

»Ich hatte vor, mit dir durch eine große unterirdische Einkaufspassage zu bummeln. Sieh mal!« Sie bewegte kurz ihre Finger über dem Zema und zeigte einige Bilder des Konsumtempels. Floris Stimme überschlug sich fast.

»Seit wann gibt es denn so etwas? Und dann sogar unter der Erde? Aber optisch nur vom Feinsten. Da steht ein Laden neben dem anderen. Und so viele. Und die Menge an bunten

Sachen. Das müssen wir uns unbedingt ansehen! Was meinst du zum Einkaufen?»

»Darüber gibt es keine Information. Wir lassen uns einfach überraschen.«

»Wenn ich an die Bestellungen mit dem Zema denke, sieht das um einiges besser aus.«

»Das ist ebenfalls ein Grund, weshalb wir dorthin fahren, um es anzusehen. Aber das Beste kommt jetzt. Stell dir vor, 1600 Jahre zurück war das ein sogenannter Bahnhof, der ein paar Stockwerke tiefer lag.«

Ungläubig sah Flori von der Anzeige zu Biana.

»Ach, komm! Das ist wahr? Und alles unter der Erde?»

»Ja, laut Beschreibung. Du wirst lachen, da sollen Züge auf Metallsträngen gefahren sein.«

»Ohne zu schweben? Das wird eindeutig gewackelt haben.«

»Das nehme ich ebenfalls an. Da sind unsere heutigen Magnet-Jets schon um Längen besser. Wenn die Türen aufgehen, dann stellst du fest, dass du am Zielort bist.«

Von der Neugier geplagt, löcherte Flori: »Hat dein Zema Abbildungen aus der Zeit von

damals?« Biana wischte in der Luft über ihr elektronisches Armband. »Sieh mal. Die Plattformen zum Einsteigen hießen der Erklärung nach Bahnsteig. Das waren viele und lang. Schade, ein Bild von einem Zug fehlt. Da, in der Mitte, die Metallstangen, die sie Gleise nannten.«

»Sind die bis heute da?«

Biana scrollte ein paar Aufnahmen zurück. »Nein. Es fließt an dieser Stelle ein beleuchteter Fluss. Und alle zehn Meter gibt es eine Brücke. Das sieht mit den vielen Lämpchen himmlisch aus.«

Flori rümpfte die Nase. »Seltsamen, diese runden Pfeiler. Nach oben hin vergleichbar einem halb offenen Trichter, der Licht hereinlässt.« »Ich vermute, dass sie seinerzeit modern waren. Aber heute? Das fällt mir schwer, es zu glauben.« »Lass die blöden Krater weg. Bei diesen Einkaufsläden sehen wir ohnehin nur die Auslagen.« »Da hast du recht.«

»Zwei Getränke stehen im Fach.« Meldete das Zema. Biana schob unter dem Fenster eine beleuchtete Klappe nach oben und entnahm die Becher.

»Aus Tassen schmeckt es aber besser.« »Sei froh, dass wir überhaupt Kaffee bekommen. Da

ist es mir egal, woraus ich trinke.« Die leeren Kaffeebecher stellte Biana in das Fach zurück und schloss die Klappe. Flori rutschte ungeduldig auf ihrem Sitz hin und her.

»Jetzt haben wir so einiges darüber gesehen. Verrätst du mir unser Ziel?«

»Okay, dann lösen wir gemeinsam das Geheimnis auf. Ja, es ist Locantiqua. Den Namen haben sie aus den gefundenen Unterlagen zusammengesetzt, die sie bei der ersten Ausgrabung entdeckt haben. Loca ist ein altes Wort für ‚Gegend‘. Das ‚antiqua‘ bedeutet altertümlich. Und jetzt das Wichtigste überhaupt. Ich habe es zweimal gelesen, weil ich es anfangs für eine Lüge hielt. Stell dir vor, hier wurden Fahrzeuge zur Fortbewegung gebaut.«

»Das ist doch verrückt! Du meinst diese großen Blechkisten? Und keine Laufbänder? Und dann so etwas mitten in der Stadt?«

»Diese Information unterschlagen sie im Reiseblatt. Ich glaube, das Geschehen hat hauptsächlich in der näheren Umgebung stattgefunden. Vermutlich hielt nur der Name der großen Stadt dafür her. Locantiqua bestand aus vielen kleineren Ortschaften, die im Laufe der Jahrzehnte zusammengewachsen sind. Die zwei größten waren vor langer Zeit Pferdegarten und Kannenstadt. Der Fluss teilt sie bis heute.«

Eine Durchsage ertönte: »Verehrte Fahrgäste, in Kürze erreichen wir die Station Locantiqua.«

Biana drückte auf den Knopf am Zema. Die Bilder verschwanden, samt der Verdunkelung des Abteils. Das einfallende Licht hob alles auf. Flori freute sich: »Wir sind gleich da-ha.« »Nur die Ruhe. Es ist genügend Zeit bis zur Ankunft.«

»Mensch, Biana. Jetzt bin ich aber so was von gespannt auf die Stadt.«

Der Magnet-Jet schwebte zusehends langsamer. Am Fenster zogen sichtbar bunte Felder vorbei. Inzwischen war es möglich, die halbrunden weißen Häuser zu erkennen. Sowie die hellen Striche in der von Farben getränkten Landschaft.

»Locantiqua. Aufenthalt von fünf Minuten.«



400 Kilometer weiter südlich, oben in den Italo-Bergen, lag eine Wetterstation. In dieser Einsamkeit starrte ein angehender Meteorologe fassungslos auf seinen 3D-Monitor. Darauf

schwebte vor ihm eine eigenwillige Wolke, die sich in bedrohlichen Ausmaßen und Form präsentierte – größer und unheimlicher hatte er nie zuvor eine zu Gesicht bekommen.

Nachdenklich rieb er sich das Kinn. Sein Blick huschte hin und her über die Anzeige. Das Programm war so eingestellt, dass es unweit der nördlichen Grenze aufhörte. Deshalb erfasste es die Wolke nur unvollständig. Der junge Mann erkannte ausschließlich den unteren Teil.

Genervt versuchte er, den Monitor anders einzustellen. Er erzielte keine Verbesserung. Seine Neugier ließ ihn aufspringen. Mit schnellen Schritten eilte er zum großen Bildschirm, drehte dort an einem Knopf und verschob die Ansicht weiter in den Norden.

»Hey. Was soll das?«, ertönte die Stimme seines Vorgesetzten hinter ihm.

»Auf meinem kleinen Monitor sehe ich nur einen Teil der Wolke«, entgegnete der junge Mann.

»Was stellst du da an? Erst zwei Wochen hier, und schon fummelst du am großen Gerät herum? Sag mal, was hast du davon für eine Vorstellung? Wie wird das nur enden, wenn

jeder nach seiner Lust und Laune daran herumdreht?« Der Ältere schüttelte mit eingefrorener Miene seinen Kopf.

»Vier ganze Wochen bin ich schon hier. Und diese Wolke ist die größte, die mir je zu Gesicht gekommen ist. Meine Sammlung der Wolkenbilder besteht, seit ich sieben bin. Sehen Sie sich das bitte an«, bat er mit Nachdruck.

Der Vorgesetzte seufzte und erhob sich langsam, schlurfte mit gemächlichen Schritten zur Anzeige. »Was ist an ihr Besonderes? Eine größere Wolkenansammlung. Na, und? Das ist alles? Mach deshalb keinen solchen Wind und übertreibe gleich.«

»Aber auf meinem kleinen Monitor ist nur die Hälfte der Wolke zu sehen. Die Ansicht wird doch einstellbar sein, oder?« Der junge Mann war frustriert.

»Keine Ahnung. Das war bisher nie der Fall«, antwortete der Ältere gleichgültig.

»Aber es ist für mich unmöglich, zu sehen, wohin die Wolke ziehen wird.«

»Kümmere dich lieber um deinen Monitor«, schnitt der Vorgesetzte ihm schroff das Wort ab.

Verärgert kehrte der junge Angestellte an seinen Platz zurück. Die bedrohliche Wolke schwebte weiterhin über den Bildschirm. Ein unheilvolles Zeichen, das es nicht zu ignorieren galt.

-◇-

ENDE der Leseprobe